№ 134. Breslauer 1848.

Beobachter

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.

Sonntag, den 20. August.

Vierzehnter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends und Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nrn. Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in den Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis Abends 4 Uhr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Soll das Schulgeld in den Volksschulen aufhören und der Unterricht unentgeltlich ertheilt werden?

Stettin, 19. Juli. Während wir uns nicht von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit überzeugen können, die Volksschule zur Staatsanstalt erklärt zu sehen, erscheint es uns dagegen sehr wünschenswerth, daß der Unterricht in den Volksschulen unentgeltlich ertheilt werde. In den vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind die Elementarschulen (Primary-Schools), in denen die Schüler bis zu einer Bildungsstufe gebracht werden, welche der der Tertianer in unsern Gymnasien gleich ist, Freischulen für Jedermann. Die Tochter und der Sohn des reichsten Mannes erhalten dort ihren Unterricht ebenso unentgeltlich, wie die Kinder des armen Tagelöhners, mit denen sie auf einer Bank sitzen. Freilich ist auch hierbei nicht ganz zu vermeiden, daß die Vortheile der Erziehung und des Unterrichtes unter Arme und Reiche ungleich vertheilt werden, denn obwohl der Unterricht in den Primary-Schools Allen gratis gegeben wird, so müssen doch arme Eltern ihre Kinder frühe zum Selbsterwerbe ihres Lebensunterhaltes anleiten und können sie darum nicht so lange die Schule besuchen lassen, als ihre vermögenden Mitbürger.

Um diese Unentgeltlichkeit des Unterrichts in der Volksschule auch bei uns durchzuführen, würde also zuerst das Schulgeld aufhören müssen. Für die Beibehaltung pflegt man gewöhnlich anzuführen, daß der gemeine Mann das, was er bezahlt, mehr schätzt, als was man ihm umsonst giebt. „Ich muß das Schulgeld bezahlen und der leichtsinnige Knabe lernt Nichts." Dieser Gedanke hat allerdings bei vielen Vätern für eine genaue Kontrolle des häuslichen Fleißes ihrer Kinder mehr treibende Kraft als zehn Beschwerden, die über Unfleiß der Schüler von Seiten der Lehrer erhoben werden. Wir wissen recht gut, daß auf praktischem Gebiete nichts unpraktischer ist, als die gewöhnlich den Menschen zum Handeln bewegenden Triebfedern ganz außer Acht zu lassen, allein da beim Wegfallen des Schulgeldes die Schulunterhaltungskosten durch Erhaltung einer Schul- oder anders benannten Communalsteuer anderweitig aufzubringen sind, so wird der Grund zu einer ordentlichen Kontrolle der schulpflichtigen Kinder von Seiten der Eltern auch ferner stattfinden, so weit dieselbe auf dem Motive beruht, für die Kosten des Unterrichtes auch Früchte zu sehen.

Als weiteren Grund für die Zulässigkeit des Schulgeldes führt man das alte Wort an: „Wem die Arbeit, von dem der Lohn." Da jedoch der Nutzen des Unterrichts nicht bloß auf die Kinder welche denselben gerade genießen und auf die Zeit des Genusses sich erstreckt, sondern dessen Vortheil der Gemeinde, dem Staate mit zum Nutzen gereicht, so liegt insofern gerade in der einseitigen Erhebung des Schulgeldes von dem mit Kindern gesegneten Vater eine Ungerechtigkeit, wie wir dies weiter unten ausführlicher zeigen werden.

Ferner wird behauptet, daß die auf Schulgeld angewiesenen Lehrer sich vor allem bemühen, ihre Pflicht zu erfüllen, ein Wetteifer zwischen den einzelnen Lehrern, die meisten Schüler und somit auch eine gesteigerte Einnahme sich zu verschaffen, entzünde sich, und der nachlässigere Lehrer werde weniger Zulauf und somit auch eine geringere Einnahme haben. Bekanntlich sind in den Städten bereits die meisten ordentlich angestellten Lehrer firirt, das Schulgeld fließt in die Gemeindekasse und es könnte dieser Grund auf städtische Lehrer nur insofern Anwendung finden, als sie eine bestimmte Tantième vom Schulgelde erhalten. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß die Tantième gerade Lehrer veranlaßt hat, im Interesse ihrer Einnahme gegen die Entfernung und Aufnahme schlechter Schüler weniger strenge, als gesetzlich vorgeschrieben ist, zu verfahren, so daß die gelobte Einrichtung gerade ihr entgegengesetzte Früchte gebracht hat. Auf dem Lande aber, wo in jedem Dorfe nur in der Regel ein Schulmonarch thront, kann von einer Konkurrenz zwischen zwei Lehrern, die höchste Einnahme durch gesteigertes Schulgeld zu erschwingen, nicht füglich die Rede sein und die Schule wäre nicht wohl berathen, deren Lehrer durch die Aussicht auf vergrößerte Einnahme besonders erst zur Erfüllung seiner Pflicht müßte geführt werden, obwohl dies immer ein Nebengrund sein kann.

Für das Schulgeld sucht man weiter geltend zu machen, daß durch die Erhebung desselben von Seiten des Lehrers eine wünschenswerthe Berührung zwischen letzterem und den Eltern seiner Schüler erzielt werde, die ein erfreuliches Zusammenwirken von Schule und Haus weiter ergeben könne. Zugleich biete man dem Lehrer noch den besondern Vortheil dar, den er von dankbaren Eltern zu erwarten habe, wenn sie das Schulgeld unmittelbar an ihn entrichten. Leider aber ist bekannt genug, daß jede Berührung der Art, in welcher das Mein und Dein der Vermittler ist, eher trennt als verbindet. Die meisten Lehrer, namentlich auf dem Lande, sind nämlich so gestellt, daß sie ihre Einnahme bis zum Pfennige berechnen müssen, um mit Ehren durchzukommen; sie müssen auf pünktliche Bezahlung des Schulgeldes halten und gerade die ärmsten Familien sind die kinderreichsten, sie drückt das Schulgeld am meisten. Aber der Lehrer kann auf Dringen der Eltern um Aufschub des Schulgeldes selten widerstehen, die Rückstände wachsen an, die Zahlung wird schwieriger, der Lehrer erläßt die Schuld und darbt selbst, oder bestürmt die Behörde, die zu Exekutionsmitteln schreitet und so wird der letzte Funke von Theilnahme für die Schule und den Schulbesuch erstickt. Selbst die Erhebung des Schulgeldes durch besondere Schulrendanten hebt dieses Uebel nicht auf, denn die Klagen wegen schuldiger Rückstände werden auf den Lehrer geschoben und außerdem muß letzterer noch Procente für die Einnahme durch einen Andern bezahlen.

Der Hauptgrund gegen das Schulgeld liegt aber vor Allem darin, daß es zu ungleich vertheilt ist und die Unbegüterten, wenn sie viele Kinder haben, zu hart trifft. Wenn ein Tagelöhner, der mit Mühe und Noth seinen Thaler Klassensteuer aufbringt, für 3 schulpflichtige Kinder außer Nahrung, Kleidung, 3 Rthlr. 18 Sgr. Schulgeld aufbringen soll, während der reiche kinderlose Gutsherr nichts dafür bezahlt, so ist dies unbillig. Der Statistiker Hoffmann sagt deshalb zur Schultabelle von 1840: So lange der großen Masse des Volkes von den Früchten ihrer Arbeit nur so viel zugetheilt wird, als ihr nothdürftiger Unterhalt erfordert, darf ein ehrlicher Beitrag zu den Kosten des Unterrichts ihrer Kinder von ihr nicht erwartet werden. Aber diejenigen, welche für Bodenrente, Zinsen von Kapital und Gewinn aus gewerblichen Unternehmungen den größten Theil dieser Früchte beziehen, sind um so mehr zur Uebernahme dieser Kosten verpflichtet, als ihr Einkommen wesentlich von dem Verstande und der Gesittung des Arbeiterstammes abhängt und selbst die Sicherheit für Leben und Eigenthum, deren sie genießen, kräftiger, als es Polizeianstalten allein vermögen, durch die Sittlichkeit des Volkes verbürgt wird. Von dieser Ansicht aus bezahlen die höhern, wohlhaben-

den und gebildeten Stände nur eine dringende Schuld, indem sie durch Steuern und Vermächtnisse den Regierungen und den Vorständen der Gemeinden die Mittel gewähren, den Unterricht für die Kinder des Volkes zu verbessern.

Wenn wir also der Ansicht sind, daß die Erhebung des Schulgeldes in seiner bisherigen Weise aufhören müsse, so dürfen wir freilich nicht vergessen, daß wir dadurch zu einer neuen Kommunalsteuer und zu einer nicht unbedeutenden geführt werden. Jedoch dürfen wir hierbei nicht vergessen, daß bisher durch die Bezahlung des Schulgeldes bereits eine Steuer factisch von jeder Gemeinde getragen wurde, deren Vertheilung nach einem gerade die ärmeren Klassen am meisten drückenden Maßstabe geschieht. Die neue Steuer soll nur das Unterscheidende von der jetzigen haben, daß sie gleichmäßiger und eben darum gerechter vertheilt ist. Wie dies weiter geschehen müsse, ist eine andere Frage. Möge daher das Schulgeld in Volksschulen abgeschafft und dafür eine Kommunal-Steuer eingeführt werden. Th. Schmidt.

Auch eine Bartholomäusnacht.

O stille Nacht, so mild und sternenreich,
So Labung spendend nach des Tages Glühen,
Du Luft, wie eine Liebeshand so weich
Bald wird Verderben lodernd euch durchsprühen!
Die stummen Straßen bald der Mord durchschreit!
Hoch, Hurrah hoch! die deutsche Einigkeit!

Die Glocke stürmt, es sammeln auf den Ruf
Gehorsam sich des Volks getreuen Schaaren.
Wohl frägt sich Mancher: ob es sein Beruf
Des Despotismus Stätte zu bewahren?
Doch schweigt er, im Vertraun, daß ihm verleiht
Sein gutes Recht die deutsche Einigkeit!

Und wieder eine Schaar, im Doppelschritt,
Die Bajonette durch das Dunkel blinken.
„Willkommen!" „Halt!" Kommandoruf. Ein Tritt,
Und schußgerecht die Läufe niedersinken.
Gen Unbewehrte? Welch ein edler Streit!
Hoch! Hurrah hoch! die deutsche Einigkeit!

„Gebt Feuer!" Wie? Auf eure Brüder dort?
Doch ach, die Mördersalven donnernd knallen.
„Verrath!" so brüllt es durch die Straßen: „Mord!"
Und noch Einmal die Schüsse wiederhallen.
„Grüß meinen Freund!" Leb' wohl, du, schöne Zeit!"
Ihr Brüder! hoch die deutsche Einigkeit!"

Ha, gut getroffen! trotz der finst'ren Nacht.
„Was? Zuckt er noch so stoßt den Hund darnieder!"
„O Gott, mein Vater! Vater, ach, er wacht!
Wer solche Pill'n geschluckt ersteht nie wieder,
Die Pillen haltet nur zur Kour bereit:
Sie helfen auf der deutschen Einigkeit!

Er ward vollbracht, der grause Brudermord!
Trag's donnernd hin durch alle deutschen Lande
Du, der Prophet der Wahrheit, freies Wort!
Damit das Volk erbebt ob dieser Schande.
Vielleicht wird's reif, wenn ihm in's Antlitz speit
Der Zornesstrahl, zur deutschen Einigkeit!

Sind nicht genug der Opfer, um die Schmach
Die uns bedrückt in Scherben zu zerbrechen,
Gefallen? Giebt die Tyrannei nicht nach!
Dann strömen über unsres Zornes Bächen:
Ihr, die mit Blut die neue Zeit geweiht:
Blut fordert Blut! Hoch, deutsche Einigkeit!

Sie kehrt zurück, die Bartholomäusnacht!
Doch früher stets. Es könnte arm sonst werden
Deutschlands Historie, drum nimmt man Acht
Weil just die beste Zeit jetzt ist auf Erden.
Bis aus den Windeln auf man ihn doch schreit,
Den Herkules, die deutsche Einigkeit! C. Nissel.

Der Schwindel des Communismus.

Die Ungleichheit in dem Wesen der Geschöpfe auf Erden ist in der Natur begründet; ja im Universum herrscht, so weit das Wesen seiner Bestandtheile erforscht ist, eine Ungleichheit, denn die Welten haben nicht gleiche Größe, gleiche Bahnen, gleiche Bestimmung. Mehr und minder wechseln Licht und Schatten, Wärme und Kälte mit einander ab. Die Weisheit dieses ewigen Gesetzes der Ungleichheit muß den Menschen mit Ehrfurcht gegen den Schöpfer des Lebens erfüllen. Wie erbärmlich langweilig müßte eine Welt mit vollkommener Gleichheit alles Erschaffenen sein! wie gleichgültig eine gewohnte, ewige Harmonie der Gemüther! wie thatenlos, schläfrig und einseitig ein allgemeines Schlaraffenleben!

So wenig nun, wie dem Vernünftigen ein solches Leben auch nur denkbar sein kann, eben so wenig vermag er eine allgemeine Gleichheit des Erwerbes und Besitzes zu rechtfertigen. Wie wäre es möglich, dem ewigen Gesetze der Natur zu widerstreben, wonach die Neigungen der Menschen eben so verschieden sind, wie alle erschaffenen Dinge um ihn her! Wer bemerkt nicht schon in den Kindern, selbst unter Geschwistern, eine angeborne Verschiedenheit ihrer Neigungen? Ein Kind ist von Natur fleißig und sparsam, das andere träge und verdrossen, ein drittes sanft und schmiegsam, ein viertes lebhaft und unruhig u. s. f.

Die geistige Cultur einer Völkerschaft kam eine allgemein gleichmäßig verbreitete sein, sie kann den Geist der Menschheit im Allgemeinen auf eine gewisse Stufe erheben, aber nie und nimmermehr wird sie eine Gleichheit der menschlichen Neigungen erstreben können und wollen, eben, weil die ganze Natur in ihren Erscheinungen und Entwickelungen eine Verschiedenheit der Kräfte vorzeichnet.

Der entschiedene Communist dünkt sich jedoch erleuchteter zu sein, als der erhabene Weltgeist, der ihn geschaffen hat, indem er die Lehre der Natur zurückweiset und aus der eigenen Machtvollkommenheit seines Gedankens der Welt ein neues Paradies der Gleichheit erbauen will. Die Theorie ist erschöpft, dickleibige, mit der tiefsten Gelehrsamkeit geschwängerte Werke sind darüber vorhanden, aber Gott behüte uns vor der Praxis!

In den Mittheilungen des statistischen Büreau's in Berlin Nr. 7. heißt es am Schlusse einer ausführlichen Berechnung der Klassensteuer-Erträge für Preußen: „Die Summe von 3,877,720,100 Thlr. unter die klassensteuerpflichtige Bevölkerung überhaupt von 12,550,198 vertheilt, beträgt pro Kopf 309 Thlr.

Wenn nur die Besitzlosen, die zwölfte Klasse der Steuerpflichtigen erreichten, und durchsetzten, daß aller Besitz in der Nation unter alle Klassensteuerpflichtige gleich vertheilt wurde, so erhielte ein jeder Kopf 309 Thlr. Vermögen; — und das ist viel zu viel gerechnet. Nach den Hansemann'schen Annahmen wird man kaum 100 Thlr. rechnen können. Die Ausführung der communistischen Idee einer gleichen Vertheilung alles Besitzes zeigt, abgesehen von dem Unmoralischen, geradehin Verbrecherischen in ihrer Auffassung, wie gänzlich erfolglos oder vielmehr von wie schlechten Folgen eine solche sein würde, auch nach dem Rechen-Exempel. Ohne daß irgendwo in der Nation eigentliches Kapital wäre, erhielte Jeder ein für allemal 100, 150, wen man will, 300 Thlr., welches letztere gewiß nicht der Fall sein würde. Solche Summen sind kein Kapital, mit solchen Summen kann nicht erheblich viel erworben werden, sie würden von dem Einzelnen rasch verzehrt werden, und die bitterste Armuth wäre das Loos der ganzen Nation."

Geheime Conferenz-Beschlüsse der Hausbesitzer.

Dies ist der Titel eines in Leipzig erschienenen Flugblättchens, welches den übermüthigen Hausbesitzern ein Klettchen anhängt und ihre oft lächerlichen Bedingungen in den Miethcontracten persifflirt. Unter andern Artikeln liest man:

Da alle Feuchtigkeit in Kammern und Zimmern zu vermeiden, so muß jeder, der niesen will, in den Keller gehen.

Bassisten und andere tiefe Sänger haben ihre Stimmen nur außerhalb zu üben; in den Zimmern darf dies, in Anbetracht der dünnen Lehmwände, durchaus nicht geschehen.

Obwohl jeder Bewohner des Hauses ein Kerl sein soll, der sich gewaschen hat, so darf doch nie im Hause selbst gebadet werden.

Wer einen Andern im Hause todtschlägt und das Haus in Verruf bringt, muß auf der Stelle ausziehen.

Damit der Schornsteinfeger in der Esse durch nichts gestört wird, ist es unbedingt nöthig, daß keine alten Schulden in die Feueresse geschrieben werden.

Der Friedens-Soldat.

(Fortsetzung.)

Dem Weißkopf theilte ich nun mit, ich müsse mit zwei Kerls in einem engen Verschlag schlafen und bat ihn um seine Meinung, ob da nichts zu machen sei. Er überdachte die Sache einen Augenblick, schnippte dann mit den Fingern in der Luft, und bat mich, ich sollte ihn nur gewähren lassen, nur einige Minuten auf der Straße herumzuspazieren und dann nach Hause zurückkehren. Es schien ihm ganz leicht zu sein, mir ein besseres Logement zu verschaffen.

Ich schlenderte die Gasse hinab und bemerkte, als ich mich

an der Ecke umwandte, daß R. ruhig auf mein Haus lossteuerte. Nach einer Viertelstunde kehrte ich auch dahin zurück, und sah durch die geöffnete Hausthür, daß der Bediente mit einer jungen, ziemlich hübschen Dame im Gang stand und neugierig eine Karte betrachtete, die letztere in der Hand hielt. Doch gab sie dieselbe bei meinem Eintritt dem Diener und schlüpfte in ein Zimmer zur linken Hand. Ich trat näher und mein neuer Schlafkamerad übergab mir die Karte mit einem etwas ehrerbietigeren Blick, als ich seit unserer Bekanntschaft an ihm gewohnt war, jedoch mit der schüchternen Frage: ob die Karte auch wohl für mich bestimmt sei? Ein junger Militär mit sehr blonden Haaren habe nur gefragt, ob nicht ein Bombardier, der ungefähr so und so aussähe, hier im Quartier läge, und dann seine Karte mit dem Bescheid zurückgelassen, er würde in einer Viertelstunde wieder vorkommen. Ich betrachtete das Papier und mußte auf die Lippen beißen, um nicht laut aufzulachen. Wo mochte der Weißkopf das wohl wieder aufgegabelt haben? — „Graf Weiler" stand darauf in zierlicher Schrift, ein Name fremd meinem Ohr, wie seine Absicht meinem redlichen Herzen. Daß ich die Karte mit der Aeußerung: „Ah, von meinem Freund Weiler!" leicht hinnahm, kann jeder denken; dann ging ich nach dem Stalle; der Bediente sah mir nach und trat zur Dame in's Zimmer.

Nach einer halben Stunde, ich hatte sie dazu benutzt, um aus meinem Mantelsack eine eigene Hose, Kollet ꝛc. zu nehmen und mich bestens zu schmücken, schellt es am Hause; ich lauschte an der Thür, von wo ich die Hausflur übersehen konnte und vernahm die Stimme meines Freundes, welcher fragte, ob Baron von Stein jetzt zu Hause sei, und in einer kurzen Manier befahl, ihn mir zu melden. Der Bediente entgegnete darauf mit halb leiser Stimme, ob ich ein Baron von Stein sei? und öffnete dem Weißkopf ein Zimmer rechts, er wolle mich rufen; doch R. entgegnete ihm: er könne mich besser in dem meinigen aufsuchen, und folgte dem Bedienten, der zögernd voranging. Die Dame öffnete die Thür im Gange, sah ihm nach und einen Augenblick darauf traten die beiden in meinen Verschlag. Ich ging dem Weißkopf entgegen und sagte ihm so unbefangen als möglich: „Lieber Graf, es thut mir leid, daß ich Sie in so sonderbaren Umgebungen empfangen muß;" auch war ich eben im Begriff, zum Bürgermeister zu gehen und wiederholt um ein neues Quartier zu bitten. Sehen Sie sich dieses Loch an, ich bin überzeugt, meine Burschen draußen bei der Batterie sind gegen mich elegant logirt.

R. zuckte die Achseln und sah mit einem verächtlichen Blick erst das ganze Zimmer, dann den Bedienten von oben bis unten an. „Es ist doch wahrhaftig lächerlich," fuhr ich fort, „daß mich die Leute hier, die doch in ihrem großen Hause sicher ein Zimmer frei haben in die Stallkammer legen. Nicht wahr, ganz lächerlich? Lachen Sie doch, Graf."

„Vraiment," sagte R., und wollte sich in elegant nachlässiger Stellung auf einen Stuhl fallen lassen; doch gelang ihm das nicht vollkommen, denn dieses Meubel, von Holz und dreibeinig, war ziemlich klein, so daß er die rechte Figur nicht recht herausbringen konnte. Doch streckte er seine Beine so weit als möglich auseinander und vor sich hin und sagte nochmals: „Vraiment, sehr lächerlich! Lachen Sie doch, Baron!" Und wir Beide, allen Zwangs entbunden, platzten heraus, daß die Pferde zusammenfuhren.

Der Bediente stand dabei und sah mit einem ziemlich dummen Gesicht bald den einen bald den andern an. Ich glaube, seine Gedanken hatten sich in unsere Graffschaften verlaufen und es dauerte einige Minuten, ehe er sie wieder in den Stall zurückbringen konnte. Dann machte er eine linkische Verbeugung, sagte etwas von Irrthum, Herrschaft sagen und schob sich zur Thür hinaus.

„Jetzt fort!" rief der Weißkopf, „komm, nimm meinen Arm, wir gehen etwas spazieren, und wenn Du zurückkehrst und hast kein anderes Zimmer und gehörige Bedienung, so will ich verflucht sein, morgen alle Pferde der ganzen Batterie zu putzen!"

Auf der Flur, sobald er glaubte, die Hausleute könnten ihn hören, schrie er mir noch mehrere Male zu: „Ja, Baron, das ist sehr ridicule, sehr ridicule!" wobei er den berlinischen Dialekt nachzuahmen suchte.

Wir schlenderten einige Stunden in der Stadt herum, besuchten alle Caffeehäuser und trieben in den Straßen die ordinären Witze, die man sich in den Jahren erlaubt; frugen z. B. in einem Eisenladen nach dem Preise des feinsten Cattuns, und einen Schuhmacher, was der Beschlag eines Pferdes per Fuß koste, kamen auch zuweilen an den Unrechten, wo es dann einen Austausch von Grobheiten und unfeinen Redensarten gab. Ach, es war eine glückliche Zeit, als man noch halbe Tage auf den Gassen flankiren konnte, ohne zu ermüden, und bei einem Pfeifenladen Stunden lang in tiefes Ansehen versunken stand — sie ist dahin!

Es fing an zu dunkeln, als ich mich von dem Weißkopf trennte und nach meiner Wohnung ging. Die Hausthür stand offen, und ich wollte in meinen Verschlag gehen, als mir der Bediente entgegen trat und mich bat, ihm in den ersten Stock zu folgen, wo ein Zimmer für mich bereit sei. Es wäre heute Mittag nur ein Versehen gewesen, man bäte um Entschuldigung und dergleichen mehr, schwatzte er, worauf ich ihm nichts antwortete und mich mit einem ganz ernsten Gesicht, obgleich ich kaum das Lachen verbeißen konnte, in ein anständiges Zimmer führen ließ, wo schon ein kleiner Tisch gedeckt stand und ein paar Weinflaschen zwischen zwei brennenden Kerzen mir entgegen glänzten. Ich setze mich, und als mir der Bediente ein gutes Abendbrod servirte, trank ich in der Stille einige Gläser Rheinwein auf die Gesundheit des Weißkopfs, dessen Einfall meine Lage so gebessert hatte. Bald kam er auch selbst, um mir die Last zu erleichtern, zwei Flaschen allein austrinken zu müssen, und mich noch zu einer abendlichen Promenade einzuladen. Vor meiner Wohnung stießen wir noch auf vier Andere von der Batterie und vereinigten uns gemeinschaftlich, auf Abenteuer auszugehen.

Von unserem Garnisonorte her waren wir es noch gewohnt, bis zum Zapfenstreich herumzuschlendern und auf den Straßen zu ulken — ein unübersetzbares Wort, das vom Singen auf der Gasse bis zum Schildverhängen und Fenstereinwerfen alle möglichen Scandale in sich schließt. Doch dachten wir in unserem Uebermuthe heute Abend nicht daran, daß unser Garnisonort eine große Stadt, und W., wo wir uns eben befanden, ein kleines Nest sei und voll Offiziere liege, die uns aus allen Ecken belauern könnten. Leichtsinniger Weise wußte sogar keiner von uns, in welchem Hause der Alte lag, was man auch von außen nicht sehen konnte, denn er pflegte auf dem Marsch seine Ehrenposten gleich fortzuschicken; eine Unwissenheit, die uns theuer zu stehen kam. Von jeher war es unser größtes Vergnügen gewesen, wenn wir in den dicken Reithosen mit großen Sporen und dem schweren Säbel durch die Straßen zogen, etwa zu fünf oder sechs wie heute, in pleno in einen der stattlichsten Häuser, wo die Thüre während der Abenddämmerung noch nicht verschlossen war, zu dringen und ohne ein Wort zu sprechen, alle Treppen hinaufzusteigen bis in den Giebel oder so hoch wir sonst gelangen konnten. Gewöhnlich kamen bei dem gelinden Getrappel, das wir hierdurch verursachten, Bediente mit den Lichtern heraus, die, wenn sie uns so keck hinaufgehen sahen, in dem Wahne standen, wir wollten einen Besuch machen, und uns stillschweigend folgten. Oben im Hause wurde gehalten und einer fragt die nachfolgenden Bedienten, die uns erwartungsvoll umstanden: „Lieber Freund, wohnt hier nicht ein gewisser Herr Müller?" und bei dieser Frage wandten sich Alle und jeder suchte ein Stück Treppengeländer zu erhaschen, um die Pointe des Streichs mit mehr Gewandheit und Sicherheit ausführen zu können; denn kaum hatten die Bedienten, wie es sich von selbst verstand, verneint, so machten wir die Säbel vom Haken der Kuppel los, ließen die Spitzen der Scheide auf den Boden niederfallen und rasten die Treppen mit solch' entsetzlichem Spektakel und Geschrei hinab, daß alle Bewohner des Hauses erschrocken aus ihren Zimmern kamen, um die Ursache dieses gräßlichen Lärmes zu erfahren. Schon öfter hatten wir dies gethan, und waren immer mit heiler Haut auf die Straße gekommen, obgleich uns mehrere Male allerlei verdächtiges Geschirr nachflog.

Doch heute wollte es ein tückisches Schicksal anders. Wir kamen bei unserm Umherstreifen an ein ansehnliches großes Haus; es war wie gebaut zu unserem Vergnügen, hatte vier Stockwerke durch welche breite schöne Treppen liefen, alle mit Lampen hell erleuchtet, und die Thür stand sperrweit offen. Diese Gelegenheit war zu schön, um sie vorbeigehen zu lassen. Ungeachtet ich die Stufen zum ersten Mal mit einer gewissen Beklemmung erstieg, ich wußte nicht warum, schämte ich mich doch umzukehren, und wanderte deshalb getrost vor den Andern her. Wir kamen glücklich in den ersten Stock, wo sich ein Lakai nach unsern Wünschen erkundigte. Doch war es eine Hauptregel bei diesem Unternehmen, nie auf eine Frage zu antworten, sondern stillschweigend und eilfertig empor zu steigen. Der Diener, da er keine Antwort bekam, folgte uns kopfschüttelnd bis zur Speicherthür, wo wir Halt machten, wandten und ich ihm mit der größten Ruhe sagte: „Hier soll ja ein gewisser Herr Müller wohnen. Weiß er vielleicht dessen Zimmer, mein Freund?" Der Bediente stand da mit seinen Lichtern und sah uns recht dumm an; antwortete aber treuherzig: „Nein, ihr Herrn, das muß ein Irrthum sein," worüber wir in ein schallendes Gelächter ausbrachen, die Säbel fallen ließen und die wilde Jagd die Treppen hinabstürmten, die, recht breit und gewölbt, unter unsern Säbeln und Sporen entsetzlich krachten und stöhrten. — Im Hinaufsteigen der Erste, war ich natürlich im Herabsteigen der Letzte. Auch blieb mir mein Säbel einen Augenblick im Geländer der Treppe hängen, so daß meine Kameraden schon auf der untersten Treppe waren, während ich noch auf der zweiten war. Um ihnen nachzukommen und aus dem Hause hinaus, denn es fing mir an unheimlich zu werden, da sich überall Thüren öffneten und von oben eine

Menge Bedienten mit Lichtern hinter mir drein kamen, sprang ich die zehn Stufen der Treppe mit einmal herab und stand plötzlich wie angedonnert; denn unten im Hause wurde eine Stimme laut, die ich zu meinem größten Entsetzen für die des alten T. unseres Obersten erkannte.

„Ho ho!" brüllte er, „seh 'mal ener dieser nixnutzigen Millionenhunde! Euch sollen ja gleich tausend Schock Donnerwetter uf Eure Köppe fahren! Ho Ho! ene ganze Bande! ik will Euch Randal schlagen! — Still gestanden! Muks' sich ener — und ich thu' etwas, wat mir morgen nich lieb wär! Friedrich schließ die Thür ab und schick auf die Parkwache, et soll en Unteroffizier und drei Mann hierher kommen! Standrecht, Standrecht, sollt ihr mir haben!"

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die niedere Volksklasse Großbritanniens ist ganz verwahrlos't. Knaben von 8 — 17 Jahren, welche die Sonntagsschule besuchten, wußten nichts von Jesus Christus, wußten nicht, wer Gott ist, und kannten kein Vaterunser, mehrere hatten von der Bibel gehört, aber nicht, was sie bedeutet. In Cornwallis fragte Pastor Leichfield einen Kohlenarbeiter, ob er Jesus Christus kenne? Der Mann schüttelte den Kof und rief einem Kameraden zu: Höre John, ist ein Jesus Christ hier auf Arbeit? — Soll er in der Grube oder im Schuppen arbeiten? fragte John. — So steht es in England bei der überreich dotirten Kirche.

Der Vater der Polka, dieses auch außerhalb Böhmens so schnell beliebt und heimisch gewordenen Tanzes, ist Hilmar, ein Schullehrer in einem böhmischen Dorfe. Die sogenannte Esmeralda-Polka ist das erste Musikstück dieser Art, was zum Drucke kam. Hoffmann in Prag hat es verlegt, und davon 10,000 Exemplare verkauft.

„Ueberreichten Sie Ihre Rechnung dem Verklagten?" sagte ein Advokat zu seinem Clienten. — „Das that ich allerdings." — „Und was sagte er?" — „Er sagte, ich möchte damit zum Teufel gehen." — „Nun, ich kam zu Ihnen." —

Uebersicht der am 20. August 1848 predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Diac. Hilse, 5½ U.
Amtspr.: Sen. Girth, 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Herbstein, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: Sen. Berndt, 5½ U.
Amtspr.: Diac. Weiß, 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Schmeidler, 1½ U.
St. Bernhardin. Frühp.: Diac. Dietrich, 5½ U.
Amtspred.: Sen. Krause, 8½ U.
Nachmittagspr.: G. S. Gossa, 1½ U.
Hofkirche. Amtspr.: Past. Gillet, 9 U.
Nachmittagspr.: Pred. Tusche, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: G. S. Zacharias, 9 U.
Nachmittagspr.: Pred. Hesse, 1½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.: Keine.
St. Barbara. Amtspr. Civ-Gem.: Keine.
Nachmittagpr.: Keine.
Krankenhospital. Amtspr.: Pred. Dondorf, 9 U.
St. Christophori. Vormittagspr.: Cand. Remboski, 8 U.
Nachmittagspr.: Past. Stäubler, (Bibelst.) 1½ U.
St. Trinitatis. Pred. Ritter, 8½ U.
Missionspred.: Keine.
St. Salvator. Amtspr.: Pred. Blumenberg, 7½ U.
Nachmittagspr.: Eccl. Laffert, 12½ U.
Armenhaus. Pred. Jäkel. 9 U.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Direkt. Dr. Sauer.
St. Maria. (Sandkirche.) Cur. Gomille.
Nachmittagspr.: Capl. Spieske.
St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendier.
St. Dorothea. Frühpr.: Cap. Renelt.
Amtspr.: Pfarrer Jammer.
St. Adalbert. Amtspr.: Pfarrer Lichthorn.
Nachmittagspr.: Cap. Aulich.
St. Matthias. Frühpr.: Cur. Kausch.
Amtspr.: Cap. Purschke.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Pfarrer Thiel.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Michael. Amtspr.: Pfarrer Seliger.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspred.: Pred. Wagner. 11 Uhr.
Im Armenhause. Nachmittags: Gemeinde-Versammlung. 3 Uh

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.